



# «ICH WEISS NICHT, WOHER DIE ZUVERSICHT KOMMT»

**Kein Schweizer kennt die soziale Schere besser, die sich auch in unserem Land öffnet. Kein Wissenschaftler weiss genauer «wie Reiche denken» und sich «Working Poor in der Schweiz» durchschlagen müssen. Was ihm trotz wachsender sozialer Brisanz Zuversicht gibt, verrät**

→ Ueli Mäder im Gespräch mit Thomas Gröbly und Christoph Pfluger

**Zeitpunkt:** *Wie geht es den Menschen in der Schweiz? Was sind die entscheidenden Faktoren, die unsere Befindlichkeit beeinflussen?*

**Ueli Mäder:** Wie es den Menschen geht, ist schwierig zu sagen. Offenbar recht unterschiedlich. Viel hängt von der sozialen Herkunft und von gesellschaftlichen Kontexten ab. Vor fünfzig Jahren waren viele Eltern davon überzeugt, dass ihre Kinder eine bessere Zukunft hätten. Heute ist diese Zuversicht vermutlich weniger vorhanden.

**Was heisst das?**

«It's getting better all the time» sangen die Beatles noch in den 1960er-Jahren. Breite Bevölkerungskreise verbesserten ihre materielle Lage. Der Lift fuhr aufwärts. 1972 zählte die Schweiz nur 106 Arbeitslose. Heute sind es Zehntausende. Zudem halten Teile der niedrigen Löhne mit den steigenden Lebenshaltungskosten nicht Schritt. Da öffnet sich eine Kluft. Und das ist auch bei der sozialen Sicherheit so. Sie orientiert sich einseitig an der Erwerbsarbeit und an klassischen Haushalten. Aber diese Voraussetzungen treffen immer weniger zu.

**Meinen Sie damit Familien, die es so kaum mehr gibt?**

Ja. Mutter, Vater und Kind leben in den Städten

nicht einmal mehr in jedem fünften Haushalt zusammen. Immer mehr Menschen leben allein oder erziehen allein. Und sie sind besonders von Isolation und Abstieg gefährdet. Extrem ist aber vor allem, wie die Vermögen auseinander driften. Unsere Gesellschaft wird zwar reicher und reicher. Aber der Reichtum konzentriert sich auf immer weniger Begüterte. Sie teilen die Gewinne unter sich auf. Laut Crédit Suisse verfügen ein Prozent der privaten Steuerpflichtigen über mehr Nettovermögen als die restlichen 99 Prozent.

**Wie kommt denn das? Was steckt hinter dieser Entwicklung?**

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbreitete sich eine politisch liberale Haltung. Sie unterstützte den sozialen Ausgleich. Und sie betrachtete das Kapital und die Arbeit als gleichwertig. Doch dieses Verständnis änderte sich mit dem Aufbrechen der Berliner Mauer.

**Also 1989. Und das war ja eigentlich ein hoffnungsvolles Ereignis.**

Ja, aber seither drängt das Kapital viel offensiver dorthin, wo es sich optimal verwerten lässt. Und der angelsächsische Finanzliberalismus setzt sich durch. Er zielt darauf ab, aus dem Geld noch mehr Geld zu machen.


**Sie kennen die Welt der Reichen, des Mittelstandes und der Menschen in prekären Verhältnissen aus detaillierten Studien, aus denen viel gelesene Bücher entstanden sind? Gibt es gemeinsame Werte, die uns noch verbinden?**

Werte verbinden, gewiss; aber sie tun das unterschiedlich und nie für alle gleich. Zudem wandeln sich die Werte. Das gehört zu einer lebendigen Gesellschaft. Interessant ist dabei, was sich verändert. Und wie! Einer Gesellschaft geht es doch gut, wenn es möglichst allen gut geht. Das war einmal ein recht breit abgestützter Konsens, der allerdings aufbricht. Der finanzgetriebene Egoismus gefährdet den sozialen Zusammenhalt.

**Die extreme Lohnungleichheit strapaziert auch den Arbeitsfrieden?**

Ja, und zwar auch unter den Arbeitnehmenden selbst. Die Konkurrenz wird stark forciert. Wir erfahren schon früh, wie wir uns auf Kosten anderen profilieren können; zuerst in der Schule und dann am Arbeitsplatz. Das korrumpiert uns. So unterlaufen wir auch die Solidarität, die uns verbinden sollte.

**Andere sagen: Die Konkurrenz stimuliert.**

Da kommt mir Herr Vasella in den Sinn, der frühere Verwaltungsratspräsident der Novartis. Er pflichtete mir einmal bei, dass sich 

Schnupperabo, 3 Ausgaben für 20 Franken statt 30 am Kiosk: hier bestellen

*In stark individualisierten Ländern nehmen die Leute viele Lasten auf die eigene Schulter. Sie meinen, für missliche Lagen selber schuld zu sein.*

die soziale Brisanz wohl verschärfe und fragte dann nach, was dabei problematisch sei; denn das dynamisiere doch eine Gesellschaft. Nun, wer über viele Reserven verfügt, kann so reden.

*Aus der Geschichtsforschung weiss man, dass Vermögensunterschiede der wichtigste Grund für bewaffnete Konflikte darstellen. Steht die Schweiz mit ihrer weltweit nahezu einmaligen Reichtumsschere vor harten Auseinandersetzungen?*

Soziale Unterschiede erhöhen tatsächlich das Konfliktpotenzial. Und bei den tiefen Einkommen häufen sich auch gesundheitliche Schäden. Das bringt viel Leid und Kosten mit sich, aber nicht unbedingt mehr Widerständigkeit. In stark individualisierten Ländern nehmen die Leute viele Lasten auf die eigene Schulter. Sie meinen, für missliche Lagen selber schuld zu sein. So entstehen chronische Leiden. Aber mit der grösseren Transparenz über soziale Ungleichheiten nimmt auch die Empörung zu. Sie kann Menschen dazu bewegen, sich mehr für ihre eigenen Interessen zu engagieren. Allerdings gelingt es populistischen Kreisen derzeit recht gut, diese Wut zu instrumentalisieren.

*Und wie funktioniert das?*

Indem sie beispielsweise sozial Benachteiligte als so genannte «Schmarotzer» hinstellen. Das lenkt die Wut in falsche Bahnen. Auch einzelne Medien schüren den Groll. Sie bedienen vorhandene Ressentiments gegen Bedürftige mit Häme. Das treibt sozial Benachteiligte in Verzweiflung. Und wer über sie herzieht, kann Dampf ablassen. Aber damit ist niemandem geholfen. So entsteht keine offene Kultur der Auseinandersetzung.

*Wie steht es mit unserer Konfliktfähigkeit? Es gibt Manager, die darunter die Fähigkeit verstehen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen.*

Im Umgang mit Konflikten gibt es viel Analphabetismus, gerade auch bei Managern. Das fällt mir bei gemeinsamen Seminaren immer wieder auf. Etliche Manager halten sich für konfliktfähig, wenn sie tüchtig auf den Tisch klopfen oder wenn sie über andere herziehen,



die mehr Balance suchen. Wenn wir solche Verhaltensweisen analysieren, zeigt sich, wie oft sich unsere Kritik an die Adresse des eigenen Schattens richtet. Wir lehnen bei andern ab, was wir uns selbst mehr wünschen, zum Beispiel mehr Gelassenheit. Manager wären gut beraten, das mehr zu integrieren.

*Man spricht immer wieder davon, dass die Menschen heute so viele Chancen hätten wie nie zuvor. Stimmt das wirklich? Die ökonomischen Zwänge sind doch auch viel grösser geworden. Eine durchschnittliche Familie braucht heute zwei Einkommen, um zu kleinem Wohlstand zu kommen.*

Das stimmt leider. Vom materiellen Potenzial her hätten wir allerdings heute besondere Chancen, mehr Lebensqualität zu verwirklichen. Wir leben immerhin doppelt so lang, wie vor hundert Jahren. Zudem verbringen wir viel weniger Stunden mit Erwerbsarbeit. Und wir haben trotzdem viel mehr Kaufkraft im Portemonnaie. Das ist doch super, trotz der Kehrseite, die ganz klar dazu gehört und oft unterschlagen bleibt.

*Und wie sieht die Kehrseite aus?*

Der Reichtum hat zwar enorm zugenommen, aber es hapert mit der Verteilung. Und zwar bei den Einkommen, Vermögen und Gewinnen. Zudem sinkt die Bereitschaft, Mittel für das Soziale zur Verfügung zu stellen. Obwohl die Schweiz reicher und reicher wird, sinkt der Anteil des Bruttoinlandprodukts für die soziale Sicherheit seit bald zehn Jahren. Hinzu kommt das, was Sie eben angesprochen haben: Je tiefer die Einkommen sind, desto mehr müssen Familien ihren Erwerbsgrad ausweiten, um knapp

über die Runden zu kommen. Das bringt viel Stress mit sich und wird gerne weg definiert.

*Wie das? Was meinen Sie mit «weg definiert»?*

Wenn beispielsweise ein Bundesamt nur als «working poor» zählt, wer mindestens 90 Prozent erwerbstätig ist und einen Lohn hat, der unter dem Ansatz der Sozialhilfe liegt. So werden die Kinder und weitere Haushaltsangehörige einfach ausgeblendet. Ebenso viele Alleinerziehende, die Kinder betreuen und deshalb nur halbtags erwerbstätig sind. Wenn wir diese Personen alle einbeziehen, was für mich unabdingbar ist, dann verdoppelt sich die Zahl der Betroffenen. Dann sind es eine halbe Million Menschen. Und das wird eben unterschlagen oder weg definiert.

*Gemäss den gängigen Denkmustern sind wir selber schuld am Misserfolg. Die Statistiken zeigen aber, dass der Mittelstand weltweit im Abstieg begriffen ist und systemische Gründe vorliegen müssen. Wie erklären Sie sich diese Wahrnehmungsstörung?*

Wo Wille vorhanden, ist immer ein Weg. Dieses Motto ist bei uns stark verankert. Obwohl es viele Leute gibt, die hart arbeiten und doch wenig verdienen. 400'000 Personen müssen in der Schweiz mit Löhnen von unter 20 Franken pro Stunde auskommen.

*Nach gängiger Volksweisheit sind wir unseres eigenen Glückes Schmied ...*

Ja, aber das ist sehr trügerisch. Auch bei Reichen. Bei ihnen zeigt sich etwas Ähnliches, mit umgekehrten Vorzeichen. Sie erhalten in diesem Jahr wiederum mehr als die Hälfte aller Erbschaften. Das sind über 40 Milliarden Franken. Dabei gilt: Wer hat, dem wird gegeben. Gleichwohl klopfen sich etliche Reiche auf die eigene Schulter und meinen, sie hätten diese grosszügigen Geschenke selbst erwirtschaftet. Da macht sich mit etwas verkehrten Rollen bemerkbar, wie individualistisch wir denken.

*Und der Mittelstand? Steigt er ab?*

Insgesamt hat der so genannte Mittelstand deutlich weniger zugelegt, als etwa das obere



*Unsere Gesellschaft könnte nie funktionieren, wenn es nicht ganz viele Menschen gäbe, die sich sozial verhalten.*

Fünftel der Einkommen. Wobei der Mittelstand ein Mythos ist. Er ist extrem vielfältig und keine Einheit. Zum so genannten Mittelstand gehören unter anderem, wer eine kleine Bude hat, an einem Gymnasium unterrichtet oder als Ärztin arbeitet. Das Spektrum ist also sehr breit.

*Und das bedeutet wohl, dass die einen mehr zulegen als andere.*

Ja. Zudem haben wir im mittleren Mittelstand eine relativ hohe berufliche Mobilität. Und hier hat sich ganz klar etwas verändert. Wer seinen Job bislang wechselte, konnte in der Regel sein Haushaltseinkommen erhöhen. Inzwischen häufen sich aber die Abstiege gerade da, wo die Menschen sich besonders mobil und flexibel verhalten. Und das ist im Mittelstand mehr der Fall als bei den oberen oder unteren Einkommen.

*Können Sie das noch etwas konkreter veranschaulichen.*

Ich denke etwa an gut ausgebildete Fachleute. Sie meinen, einen Job fürs Leben zu haben. Und plötzlich sind sie nicht mehr so gefragt. Sie bilden sich dann weiter, erhalten aber bei der nächsten Anstellung weniger Lohn. Und das ist schmerzlich. Und gefährlich! Mittelständische, die absteigen, sind besonders enttäuscht und damit auch anfällig für populistische Strömungen.

*Das «neokoloniale Weltregime», wie Sie es nennen, spaltet zunehmend auch die Schweiz: Ein kleineres, dynamisches Segment orientiert sich an den Bedürfnissen einer globalisierten Wirtschaft und verdient schnelles Geld im Banking, Management und mit der Entwicklung ihres Vermögens. Die grössere Gruppe ist in der Realwirtschaft verwurzelt und eher traditionellen Werten verpflichtet. Wie beurteilen Sie diese Spaltung und womit liesse sie sich überwinden.*

Derzeit ist die Globalisierung einseitig wirtschaftlich geprägt. Sie verkommt so zu einem Globalismus. Dazu passt als Kehrseite ein bornierter Provinzialismus, der in die Enge führt und nur vordergründig Halt gibt, zum Beispiel



mit einfachen Erklärungen, die pauschalisieren, statt differenzieren. Das sind einseitige, tendenziell autoritäre Bilder, die nicht weiter führen. Dazu tragen auch wirtschaftliche und politische Kontexte bei. Etwa, wenn multinationale Konzerne ihre Macht erhöhen, während sich demokratische Kontrollen aufweichen. So entsteht ein Vakuum, das Menschen und Gesellschaften dazu bringt, sich entweder Angst besetzt zurück zu ziehen oder Hals über Kopf vorwärts zu flüchten.

*Und was ist die Alternative?*

Ich stelle mir eine soziale und politische Globalität vor im Sinne einer internationalen Solidarität. Der alte Ausspruch «global denken, regional handeln» ist eigentlich recht stimmig. Der weltweite wirtschaftliche Austausch ist schon sinnvoll, wenn er unter gerechten Bedingungen stattfindet. Wenn wir zum Beispiel die Preise für unsere industriell gefertigten Produkte erhöhen, die wir exportieren, dann sollten wir auch mehr für die Rohstoffe bezahlen, die wir importieren. Ärmeren Ländern sollten wir zudem feste Abnahmekontingente garantieren. So liessen sich die Lebensbedingungen im Süden erheblich verbessern. Das gäbe auch unserer Realwirtschaft mehr Verbindlichkeit. Und da müssten auch die Banken mehr mitmachen; zum Beispiel mit einfachen Krediten für die Realwirtschaft.

*Die Schweiz ist ein traditionell liberales Land. Nur gehört diese Freiheit heute vor allem den Unternehmen und dem Kapital und nicht mehr den Menschen. Viele sind sogar bereit, ihre persönliche Freiheit den ökonomischen Interessen zu opfern; sie*

*kuschen nach oben und treten nach unten. Sehen Sie Kräfte, die diesem Totalitarismus entgegentreten?*

Ich sehe viele soziale Bewegungen und zivilgesellschaftliche Anstrengungen. Auch von Studierenden. Sie legen beispielsweise kleine Stadtgärten an. Das ist eine stimmige Form, sich Räume neu anzueignen. Zudem gibt es Begüterte, die wahrnehmen, wie kontraproduktiv es ist, wenn sich die soziale Schere weiter öffnet.

*Wie geht es Ueli Mäder, dem Professor, der sich politisch klar positioniert? Wird da nicht auch seine Wissenschaftlichkeit angezweifelt.*

Ich fühle mich einfach sehr privilegiert. Ich kann machen, was ich gerne mache. Und dazu gehört das kritische Denken, das da und dort aneckt. Auch, weil es sich an mehr Gerechtigkeit orientiert und daran, die soziale Teilhabe für alle zu fördern. Das wird dann gerne als unwissenschaftlich abgetan. Aber forschen heisst für mich entdecken. Das verlangt viel Offenheit, aber auch das Ziel, etwas herauszufinden, das weniger Privilegierten weiter hilft.

*Sie hätten immer noch eine gewisse Zuversicht, haben sie letzthin gesagt. Worin besteht diese Zuversicht?*

Ja, das ist schon so. Und ich weiss manchmal gar nicht recht, woher diese Zuversicht kommt. Es gibt ja viele Gründe, die dagegen sprechen. Aber unsere Gesellschaft könnte nie funktionieren, wenn es nicht ganz viele Menschen gäbe, die sich sozial verhalten. Und sie tun das einfach so selbstverständlich und ohne Lorbeeren zu erwarten. Das freut mich immer wieder. Und das stimmt mich auch zuversichtlich. ■

**Ueli Mäder** ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Fachhochschule Nordwestschweiz. Sein Forschungsschwerpunkt ist die soziale Ungleichheit. Er leitet auch das Nachdiplomstudium in Konfliktanalysen und Konfliktbewältigung. Nach mehreren Untersuchungen zur Armut hat Ueli Mäder mit Sarah Schilliger und Ganga Jey Aratnam die Studie «Wie Reiche denken und lenken» publiziert. 2004 erschien «Working Poor in der Schweiz – Wege aus der Sozialhilfe». Zurzeit arbeitet er darüber, wer die Schweiz regiert. Im Frühjahr 2014 erscheint im Zürcher Rotpunktverlag das Buch «Raum und Macht».